Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 7 (1912-1913)
Heft: 7-8

Artikel: Die Jungfer von Wattenwil
Autor: Martus, S.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-751432

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Jungfer von Wattenwil

Von Dr. S. Markus

In vierzehn kurzen Tagen soll Paul Finkh seinen „Rosendoktor" niedergeschrieben haben. Adolf Freys erster Roman gedieh langsamer. Seit Jahren wissen Freunde und Verehrer des Dichters von seinem Entstehen. Vor zwei oder drei Jahren gelangte das vierte Kapitel an einem Lesezirkel-Abend in der Zürcher Tonhalle zum Vortrag. Von einer Vorlesung des zweiten im Schoße der Zürcher Wildenschaft haben wir im 7. Heft des 6. Jahrgangs der „Alpen" berichtet. Nun liegt das ganze Werk vor. In einem stattlichen Bande von 400 Seiten, dessen Herausgabe die J. G. Cottasche Buchhandlung in Leipzig besorgte. Das ruckweise Wachstum durch mannigfache Zeiten und Stimmungen hindurch hat der Dichtung kaum viel Abbruch getan. Der Dichter ist an ein gemächliches Arbeiten gewöhnt. Die Überhast und Überstürzung der jüngsten literarischen Produktion ging spurlos an ihm vorüber. Langsam und unter sorgfältigster Überwachung reifen seine Werke. Alles und jedes findet seine liebevolle Pflege. Wort und Ausdruck sind von überragender Bedeutung. Und dem Bilde wird eine ganz besondere Zuneigung und Liebe entgegengebracht.

Der Künstler in Frey dominiert. Die sorgsam abwägende und feilende Hand ist unverkennbar. Unverkennbar der Ernst, mit dem in allem zu Werke gegangen wird. Man hat diesen bereits an Poesien und Dramen des Dichters bewundert. Man bewundert ihn auch hier, in seinem ersten Roman. Sprachlich ist die „Jungfer von Wattenwil" schlechterdings mustergültig, ein Meisterwerk. Weniger in der Komposition. Die Art der Entstehung hat diese nicht unwesentlich beeinflußt. Wir haben kein kompaktes Ganzes, wir haben mehr oder weniger voneinander unabhängige Kapitel, die lediglich in der Figur der Heldin und im Zeitkolorit ihren Zusammenhang finden. Statt einer alles verzehrenden gewaltigen Flamme — Flammen und Flämmchen. Wird die große Linie dadurch gebrochen, so gewinnt zweifellos die Stimmung. Später verwachsen die einzelnen Teile schon mehr zur Ein-

heit. Eine stärkere äußere Handlung vollbringt, was in den ersten Kapiteln infolge des Mangels an einer solchen unmöglich war.

Noch immer freilich interessieren den Dichter in erster Linie die Zeitverhältnisse und Sitten, widmet er sich mit zärtlicher Hingabe der poetischen Naturvertiefung. Doch plastischer als zu Beginn des Romans tritt daneben nun die Heldin hervor, und mächtiger ergreift uns ihr Erdulden. Wäre Frey nicht so unbegreiflich scheu allem Gefühlsmäßigen in dieser weiblichen Heldenbrust aus dem Wege gegangen, — wir feierten in seinem Romane einen Gipfel klassischer Erzählungskunst. Worauf dichtende Zeitgenossen mit wahrhaft fanatischer Inbrunst und Wollust sich gestürzt hätten, — er weicht ihm aus. Das Psychologische, rein Seelische scheint für ihn nicht zu existieren. Die Heldin handelt, sie duldet, schwerste Schicksalsschläge bedrohen und erschüttern ihr Herz. Nie aber wird uns ein Einblick in dieses gewährt. Mit eifersüchtiger Unzugänglichkeit hält der Dichter sein Inneres verschlossen. Wir ahnen — doch wir wissen nicht . . .

Eine mittellose Waise aus erstem Berner Patriziergeschlecht, als „wohl ästimiert, adelig, ansehnlich, holdselig und liebreizend“ schon sehr früh von allen Seiten umworben, findet Katherine von Wattenwil endlich den Mann, dem ihr stolzes und tapferes Herz anzugehören willens ist. Doch ihr Glück ist kurz. Der religiöse Fanatismus und die Engherzigkeit der protestantischen Berner Regierung wollen eine Vereinigung der Zwinglianerin mit dem Römisch-Katholiken Viktor von Dießbach nicht dulden. Es kommt zum Bruch. Verlassen und einsam steht die Heldin. Gehegte Hoffnungen auf eine Anstellung im Ausland blieben unerfüllt. Ihre nächsten Verwandten, bei denen sie bisher Unterschlupf und Schutz gefunden, weisen ihr brutal die Türe. Da reicht sie in ihrer Ratlosigkeit ihrem ehemaligen Informator, dem Pfarrer Jonathan Schilpin, die Hand zum Ehebund. Ein Knabe, der diesem entsproß, macht ihr Dasein erträglich. Allein die Pest rafft den jungen Gatten dahin. Wiederum sieht sie sich von heimtückischen Schicksalsmächten auf die Straße geworfen. Trostlos blickt die Zukunft sie an. Was soll aus ihr, was aus ihrem herangewachsenen Knaben werden? . . . Ein Zwischenhändler Ludwigs XIV. eröffnet ihr Aussichten. Um des Sohnes willen geht sie auf seine Propositionen ein, entschließt sie sich, dem französischen Staate die kleinen von ihr geforderten Dienste zu leisten. Aber ihre harmlosen

Beziehungen zum königlichen Ambassador werden verraten. Sie sieht sich plötzlich verhaftet und gefangen. Man droht ihr, man sucht ihr durch die schrecklichsten Martern des peinlichen Verhörs ein Geständnis zu erpressen, das sie nicht zu machen hat. Sie wird zum Tode verurteilt, und schon soll die Exekution an ihr vollzogen werden, als ihre Heroengröße im Verein mit dem Einspruch des Seckelmeisters und ihrer Sippschaft sie retten. . . .

In breiter und beredter Erzählung erstehen die Geschehnisse vor uns, anschaulich und plastisch. Die sie erduldende Heldin aber wandelt im Dunkel. „Er ließ ab, da er wohl wußte, daß sie ihr Leid beschwieg, fast niemals klagte, nicht gefragt noch bedauert sein wollte, sondern, wo es anging, alles mit sich allein ausfocht und ins Reine brachte.“ Es ist, als ob die Verschlossenheit Katherine von Wattenwils auch den Dichter zum Schweigen verpflichtete. Ihre Gefühle vor und während dem etwas blassen, ihrer ganzen Charakteranlage übrigens wenig zusagenden Herzensbündnis mit Viktor von Dießbach — die Qualen, die sie nach dem allzu rigorosen und gewalttätigen Bruche mit ihm zu erdulden hat — der Eindruck der furchtbaren und entscheidenden Auseinandersetzung mit Anton von Wattenwil im 11. Kapitel — die der Vermählung mit Pfarrer Schilpin vorangehenden und folgenden Seelenkämpfe — die Empfindungen der Mutterschaft — die Leiden nach dem Verluste des Gatten — sie bleiben unbeschrieben. Voller Schadenfreude beantwortet der Dichter unser Fragezeichen mit einem Fait accompli. Katherine von Wattenwil, an deren abweisendem Stolz ein Heinrich von Edenkoben und Hans von Wardt zugrunde gingen, reicht dem schlichten bürgerlichen Pfarrer Jonathan Schilpin die Hand! Ein Unerhörtes! Wie es kam, kommen konnte, wie Katherine dazu sich durchrang, — darüber vernehmen wir nichts. Krank ist sie gewesen, — wovon? woran? — und die Folge davon ist dieser entscheidenste und merkwürdigste Schritt ihres Lebens! Wie einst eine ähnlich plötzliche und tückische Krankheit Viktors über ihr Leben entschied. Dies ein Exempel. . . .

„Monatelang hat sie schwer krank gelegen, mehrmals am Äußersten. Dann fand sie sich, ehe die Kräfte ihrer Lebensgeister wiederkehrten, verlobt und nun auch schon getraut!“ Mit diesen Worten gleitet der Dichter über eine nähere psychologische Motivierung hinweg. Absichtlich. Denn daß der Gestalter eines Warth und Schilpin das für eine seelische Ausschöpfung nötige psychologische Rüstzeug wohl aufgebracht hätte, daran zu zweifeln haben wir nicht die

geringste Ursache. Anderseits aber empfinden wir dieses Fehlen unentbehrlicher innerer Brücken als bedauerliche Lücke, die — unausgefüllt — eine Lücke bildet zwischen der Heldin und uns. Ganz nah ist diese letztere einem während der Lektüre eigentlich nie getreten. Dazu fehlte es an intimerer Bekanntschaft. Fremd und verschlossen wandelt Katherine von Wattenwil neben uns her, und weil wir an ihrem Seelenleben nicht Anteil nehmen dürfen, dürfen wir auch die Tragik ihres Erduldens nicht recht mitempfinden, in ihrer ganzen Intensität auskosten.

Das liegt vielleicht auch an der etwas problematischen Figur und ihrer Passivität, der Ungewißheit und Unklarheit ihres Wollens, ihrer Bestimmung. Eine wirkliche Amazone, als die sie das zweite und vierte Kapitel mit ihrem tollkühnen Reiterkunststück und dem pikanten Damenduell portieren, oder etwa das fünfte mit dem nächtlichen Abenteuer im Beinhaus zu Murten, ist diese Bernerin trotz aller jeweiligen Herbheit und Männlichkeit ihres Wesens nicht. Die etwas peinlichen und kleinlichen Eifersuchtsdebatten in Gegenwart Viktors und die Liebesszenen mit ihm zeigen sie von wesentlich anderer Seite, nicht minder das Verhalten in der Ehe. „Ich würde", gesteht Hortensia von Gugelberg freimütig, „um es Euch nicht zu verhehlen, hinter Euch nicht eine suchen, die über Stock und Stein halsbrecherische Ritte ritt, mit einer Pistole auf eine Amazone schoß und auf sich selber schießen ließ und dann — so viel Schreckliches erduldete. Dazu seht Ihr mir zu sanft, zu wenig streitbar aus . . ." Da und dort will uns das Porträt der Heldin nicht ganz einheitlich im Ton, ganz konsequent in der Kontur getroffen scheinen. Doch handelt es sich jeweilen nur um Geringfügigkeiten, unbedeutende Verzeichnungen, wie sie auch die besten Gemälde großer Meister aufweisen können.

Daß aber der Roman Adolf Freys allen gemachten Einwänden zum Trotz ein solches bestes Gemälde ist, daran besteht kein Zweifel. In prachtvoller Breite des Vortrags und leuchtender Farbigkeit strömt die Erzählung dahin. Ein unvergleichlicher Reichtum an Stimmungen und Bildern ist über sie ausgeschüttet. Der ganze Zauber der Romantik, mit seinen nächtlich bestirnten Himmeln, seinen fahlen Monden, seinen grusligen Gespenstern, seinen Friedhöfen, Naturschwärmereien und Liedern, zieht an uns vorüber. Und ihm zur Seite, eng mit ihm verschlungen, wuchtet mit unerbittlich geraden Schritten ein derber Realismus voller Erdgeruch und Bodenständigkeit, voller Wahr-

heit und Kraft. Die urchige Schweizerart, das Knorrige, Ehrliche, Einfache (bei aller Virtuosität der artistischen Mittel) in Adolf Frey tritt hier eindringlich zu Tage. Und was es zeitigt, das ist nicht weniger als ein umfassendes Bild der Verhältnisse, Zustände, Sitten und Menschen des Staates Bern und, über ihn hinaus, der Schweiz der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Plastischer und eindringlicher ist nirgends eine vergangene Zeit verlebendigt worden. In der meisterhaften Handhabung des Zeitkolorits liegt denn auch ein Hauptwert des Frey'schen Erstlingsromans. Hier ist der Dichter in seinem Element. In der Schilderung der engen und gedrückten Verhältnisse, der religiösen Unduldsamkeit von Staat und Kirche, des tyrannischen Geschlechterregiments, der patriarchalisch-brüsken Einmischung der Behörden in das Privatleben der Staatsbürger, der ängstlich gewahrten Standesunterschiede, der Ohnmacht und Stümperhaftigkeit der medizinischen Wissenschaft, der mittelalterlichen Grausamkeit und Ungerechtigkeit der Justiz, etc., fühlt er sich daheim. Man wird die Reden eines Fetscherin, des (leider allzu hart und schnell für sein Eifern gebüßten) Diakons, sowie der Teilnehmer des Familienrates derer von Wattenwil nicht so leicht vergessen. Nicht vergessen die köstlichen Details bei Erstellung des „Katharinenbrünneleins", die großartig-gewaltige Schilderung der Pestepidemie und ihrer Nöte — ein unvergleichlicher Höhepunkt des Werkes, darin Freys Gestaltungsvermögen in seiner ganzen Größe sich offenbart —, die düstern Gerichtsszenen, vor allem des wuchtigsten, dramatischsten, eindrucksmächtigsten, aber auch grausamsten 18. Kapitels mit seiner unerbittlichen detaillierten Wiedergabe des peinlichen Verhörs.

Daß der Dichter es über sich vermochte, seiner geliebten Heldin dieses Martyrium nicht zu ersparen, das bildet einen weiteren Beleg für seine Künstlerschaft. Der Dramatiker bewährt sich in der Ausbeute der äußerst zugespitzten Situation zu Beginn des folgenden Kapitels. Wie Katherine trotz des über ihr schwebenden Henkerschwertes die drei gehaßten Freier und Retter aus der Not — plastisch und drastisch gestaltete Brüder Beckmessers — abweist, das ist ein ganz prachtvoller und nicht minder wirksamer Zug, als die Parallele zwischen den emigrierten Refugiés und der gleichfalls für ihre Überzeugung blutenden Katherine im vorhergehenden Kapitel. Die ganze mittelalterliche Blutrünstigkeit jener gewalttätigen dunkeln Zeiten lebt in diesen Schilderungen vor uns auf, und wir wissen dem Dichter Dank dafür, daß er den düstern Ein-

druck durch einen souverän schaltenden köstlichen Humor, durch witzige und satirische Streiflichter und Seitenhiebe, durch trefflich beobachtete derb-komische Intermezzi und tief poetische Naturbilder mildert und abschwächt. „Ein kurzes, ungebärdiges Gewitter hatte sich über der Stadt Bern geschüttelt und stürmte nun feurig und dröhnend dem Gebirge zu. Alle Rinnen spritzten, gurgelten und zischten. Die Regennebel strichen schwerfällig an den Aareborden. Eine Nachzüglerwolke schlenkerte noch einige Tropfen herab." . . . Derartiger Juwelen einer intensiven und plastischen Naturanschauung finden sich in dem Romane in Fülle. Daneben aber stehen stimmungsmächtige, echt Freysche Balladen von der Art der Gespenstergeschichten im fünften und der Schiderung des Pestmännleins im vierzehnten Kapitel, blitzen und funkeln schlagendste Bilder: „Ein dämonisches Geleite unglaublicher Sünden und Abenteuer rauschte hinter ihm her, so daß die schläfrige Phantasie der Berner wie ein aufgestöberter Ameisenhaufen zu krabbeln begann, als er vor einer Woche an der Aare aufgetaucht war," . . . begegnen wir shakespearisch angehauchten Randglossen vom Charakter der anläßlich der Gerichtsszenen des achtzehnten Kapitels aus dem Munde der Zuschauer fallenden, machen wir die Bekanntschaft mit manch famos und originell geschauter Figur . . .

So gestaltet sich die Lektüre des Buches nicht allein zu einem Gewinn, sondern ebenso zu einem Genuß. Der „Historische Schweizerroman" von der „Jungfer von Wattenwil" gibt wohl — auch in der altertümelnden Sprache des Dialoges — ein vollständiges, beinahe wissenschaftlich getreues Zeitbild, doch ist und bleibt er in erster Linie eine Dichtung, das poetisch wertvolle und teilweise unübertreffliche Werk einer Künstlerpersönlichkeit, die wir als Lyriker und Dramatiker längst zu den Großen der schweizerischen Literatur zu zählen gelernt haben. Sein erster Roman zeigt Adolf Frey nun auch als hervorragenden Epiker. Ein Fünfundfünfzigjähriger hat ihn geschrieben. Langsam ist er herangereift. Dafür aber tritt er fertig und abgeklärt in Erscheinung, aufrecht und lebenskräftig, wie sein Dichter. . . .